

**»Biologische Modelle und ihre ethischen Implikationen«
des Verbundprojekts »Translating Doping – Doping übersetzen«
5.-8. Juli 2010, Villa Vigoni (Italien)
Tagungsbericht**

Simon Gabriel Neuffer, Eva Schneider

Das vom BMBF geförderte Projekt »Translating Doping – Doping übersetzen« richtete vom 5.-8. Juli 2010 eine Tagung in der Villa Vigoni (deutsch-italienisches Zentrum für europäische Exzellenz, Lovenno di Menaggio, Italien) aus. Die Veranstaltung, die den Titel »Biologische Modelle und ihre ethischen Implikationen« trug, beabsichtigte eine Verbindung von wissenschaftstheoretischen, anthropologischen und ethischen Problemen herzustellen, die im Hintergrund der Doping-Debatte liegen. Im Fokus standen dabei Themen der Biophilosophie: Zwölf ausgesuchte Experten stellten methodologische, methodenkritische und ontologische Überlegungen zum spezifischen Verhältnis von Forscher und Forschungsgegenstand in der Biologie an, zeigten philosophische Schwierigkeiten biologischer Modellbildung auf und hinterfragten kritisch das System von Wissensgewinnung und -verwertung in Biologie, Pharmazie und Wirtschaft. Darüber hinaus ging es darum, methodische Verfahren mit den Themen Verantwortung und gesellschaftliche Bedeutung zu verbinden.

Prof. Dr. Christoph Asmuth, Leiter des Teilprojektes B an der Technischen Universität Berlin, eröffnete mit seinem Vortrag unter dem Titel »Homo ludens oder homo laborans. Menschenbilder im Konflikt« die erste Sitzung der Tagung. Christoph Asmuth wies in seinem Vortrag vor allem auf das Konfliktverhältnis hin, welches sich für den Menschen eröffnet, begegnet er in aktiver Weise dem Sport. Diese Konfliktsituation bestehe darin, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit des Sportes genauso wie dessen begriffliche Aufladung von zwei ganz unterschiedlichen Seiten Bestimmung erfährt. Zum einen sei der Sport in allen seinen Formen, das heißt nicht nur der Leistungssport, sondern eben gerade auch der Breitensport, Gesundheitssport und Freizeitsport, als spielerische Tätigkeit gekennzeichnet, als eine Tätigkeit also, die ähnlich der Kunst von den direkten gesellschaftlichen Zwecken in gewisser Weise ausgenommen sei. Zum anderen werde aber der Sport gleichfalls als Arbeit verstanden und damit wie andere als Arbeit anerkannte Tätigkeiten auch, fest in das Netz gesellschaftlicher Zwecksetzungen eingeordnet. Von dieser Ein-

ordnung in das Zweckgefüge seien, so Asmuth, ebenso nicht nur der professionelle Sport, sondern alle mögliche Formen des Sportes betroffen, werden diese doch oftmals Zwecken wie Gesundheitsförderung oder Therapie untergeordnet.

Asmuth machte deutlich, dass diese beiden Hinsichten in ihrer Gegensätzlichkeit, welche die sportliche Praxis und der Sportbegriffe gleichermaßen aufweisen, auch Bedeutung für die Bestimmung des Menschen jenseits der Diskussion um den Sport haben: Lassen sich doch die beiden Momente auch in dem Gegensatzpaar von *homo ludens* und *homo laborans* begreifen. Johan Huizinga war es, der die Fähigkeit zum »höheren Spiel« als eine einzigartig menschliche begreift, auf diesen Spielbegriff letztlich die gesamte kulturelle Entwicklung zurückführen will, weil Kultur in der Form des Spieles entstehe. Darum sei der Mensch als Mensch nur im Spiel und damit *homo ludens*. Die Wurzeln eines solch starken Spielbegriffes lassen sich allerdings bis in die Aufklärung zurückverfolgt. So verweisen zum Beispiel Schiller oder auch Vil-laume auf die Wichtigkeit des Spieles für die Erziehung des Menschen und sehen das Spiel als einen Gegenbegriff zur Technisierung des Menschen und zu dessen Entfremdung, die dessen Reduktion auf die Arbeit zur Folge hat. Die Bestimmung des Menschen als Arbeiter hingegen ist damit nicht minder ein Gedanke der Aufklärung, wird hier allerdings oftmals negativ gebraucht. Der Begriff des Spieles wird in diesem Sinne also auch als Konzept von Ganzheitlichkeit und Ursprünglichkeit verwandt.

Durch den Bezug der Sport- und Dopingproblematik auf dieses Gegensatzpaar macht Asmuth deutlich, dass die Probleme des Sportes nicht zu verstehen sind, wenn nicht in den Blick genommen wird, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit des Sportes durch höchst gegensätzliche Menschenbilder geprägt ist, für die sich jeweils in der Geschichte Fürsprecher mit gewichtigen Argumenten finden lassen. Ebenso lässt sich aber sowohl das Konzept des *homo ludens*, als auch das des *homo laborans* kritisieren, be-

sonders dann wenn beide in ihrer Zuspitzung in Betracht genommen werden, welche dieser durch den Leistungs- und Effizienzdruck – auch durch Technisierung, jener vor allem durch eine Metaphorik der Ursprünglichkeit und Technikfeindlichkeit bekommt.

Die Kritik an den beiden gegensätzlichen Menschenbildern des *homo ludens* und *homo laborans* sieht Asmuth allerdings keinesfalls als ein Mittel, sie aus der Welt zu schaffen. Vielmehr birgt das Für und Wider ein aufklärerisches Potential: Der Mensch soll sich in diesen Gegensätzen als *homo culturalis* erkennen und dadurch an die Stelle der anthropologischen Bestimmung nach bestimmten Menschenbildern die Selbstbestimmung treten lassen. Der *homo culturalis* muss sich dann nicht äußerlich bestimmen, sondern wird frei, zu sein, was er ist.

Eine systematisch ähnliche Sicht auf das Dopingproblem trug Nele Schneidereit (Dresden) in ihrem Vortrag »Grenzen des Doping? Die natürliche Künstlichkeit der exzentrisch positionierten Seinsweise (H. Plessner)« vor. Schneidereit macht sich allerdings den Versuch Plessners, den Gegensatz von Körper und Geist in seiner philosophischen Anthropologie zu übersteigen, zu Nutze. Plessner zufolge ist die Doppelperspektive des Menschen auf sich selbst, die sich in der Unterscheidung von Körper und Seele oder Körper und Geist ausdrückt, phänomenologisch aufzuklären, indem sie als Selbstverhältnis des Menschen herausgestellt wird. Auch das Phänomen des Doping lässt sich als Selbstverhältnis beschreiben. Besonders evident wird der systematische Bezug zur Dopingproblematik durch Plessners Begriff von der »natürlichen Künstlichkeit«, welcher in seiner scheinbaren Gegensätzlichkeit als kritisches Gegenkonzept zu einem unhinterfragten Begriff von als unmittelbar gedachter Natürlichkeit fungiert: Der Mensch ist nicht einfach, sondern muß sich selbst erst zu dem machen, was er je schon ist. Aus dem Bewusstsein dieser Notwendigkeit heraus geht dem Menschen aber auch im Vergleich zu den übrigen Lebewesen seine

»Direktheit« verloren. Der Mensch kann nicht einfach leben, sondern muss sein Leben selbst gestalten. Als kritischer Begriff lässt sich die Rede von der »natürlichen Künstlichkeit« auf die in der Dopingdiskussion immer wieder als Ziel formulierte »Natürlichkeit des Sportes« beziehen, welche nicht selten als Argument für die Antidopingmaßnahmen angeführt wird. Allerdings ist der Begriff der »natürlichen Künstlichkeit« bei Plessner nur eines von drei sogenannten »anthropologischen Grundgesetzen«, die erst in ihrer Gesamtheit den Begriff der »exzentrischen Positionalität« bilden. Hinzutreten noch das Gesetz der »vermittelten Unmittelbarkeit« und das Gesetz des »utopischen Standortes«. In ersterem zeigt Plessner auf, dass dem Menschen kein unmittelbarer Zugang zur Welt möglich ist, sondern er stets der Vermittlung durch ein anderes bedarf, letzterer beschreibt die Heimatlosigkeit des Menschen, die sich daraus ergibt, dass er seine Einzigartigkeit durch das Bewusstsein erkennt, er hätte auch ein anderer sein können. Entsprechend dieser Grundgesetze teilt sich dem Menschen die Welt als Außenwelt, Innenwelt und Mitwelt in drei Sphären, wobei letztere wiederum Kultur, Geschichte und Gesellschaft auffasst. Damit ist der Mensch ein Grenzgänger zwischen Natur und Kultur, er *ist* zugleich Leib und *hat* einen Körper.

Ebenfalls mit Plessner befasste sich *Francesca Micheli* (Berlin), indem sie dessen Gedanken zum Begriff des Lebendigen mit denen Hans Jonas' verglich. In ihrem Vortrag unter dem Titel »Modelle des Organischen: Plessner und Jonas im Vergleich« rekonstruierte sie zunächst die Positionen der beiden Philosophen und hob hervor, dass deren Begriff des Organischen zugunsten der philosophischen Anthropologie des ersteren beziehungsweise der Ethik des letzteren, nur wenig rezipiert wird. Micheli hingegen bezog sich in ihrem Vortrag vor allem auf die Schrift *Die Stufen des Organischen und der Mensch* (1928) Plessners und Jonas' *The Phenomenon of Life* von 1966. Beide Philosophen gehen in ihrer Theorie des Organischen, Micheli

zufolge, von der Kritik an dem Dualismus von Körper und Seele beziehungsweise der Trennung von äußerlicher Welt als Natur und der Welt als reiner Innerlichkeit aus. Diese Kritik der zwei zielt jedoch nicht darauf, die Trennung beider Sphären, von denen letztere in der Philosophiegeschichte meist als genuin menschlich gefasst wurde, vollständig aufzuheben und so zu einer differenzlosen Einheit zurückkehren. Vielmehr soll die Trennung überwunden werden, indem die Sphäre der Innerlichkeit als ein Bereich ausgewiesen wird, der sich eben nicht auf den Menschen allein beschränke, sondern auf alles Organische ausgedehnt werden müsse. Mit Plessner zum Beispiel machte Micheli deutlich, wie Körper und Geist ihre Bedeutung nur darin haben, verschiedene Funktionen in der Bewältigung des Daseins wahrzunehmen und so in bezug auf das Leben erst in einem sich gegenseitig bedingenden Wechselverhältnis Bedeutung gewinnen. Wie auch schon im Vortrag von Schneiderei aufgewiesen, zeigte Micheli ebenfalls die zentrale Bedeutung des Grenzbegriffes für die Bestimmung des Menschen. Im Gegensatz zu bloßen Gegenständen haben Lebewesen eine von ihnen selbst bestimmte Grenze.

Eine ganz andere Richtung bekam die Tagung durch den anschließenden Beitrag *Kai Gregor* (Berlin), der »Zum Problem ethischer Selbstverständigung in der Moderne« vortrug. Ziel des Vortrages schien es nicht nur zu sein, verschiedenen Disziplinen in der vielfarbigen Landschaft der Wissenschaften einen unkritischen Gebrauch des Naturbegriffes zu bescheinigen, sondern vielmehr neben Vorschlägen zu einer geläuterten Natur- und Freiheitsauffassung auch Verbesserung für sämtliche Tätigkeit in Forschung und Bildung zu geben.

Ein maßgebender Teil seiner Argumentation knüpft Gregor hier an die durch die Kantische Kritik begründete Vorzugsstellung des Praktischen vor dem Theoretischen an und suchte mit Fichte noch über diese Position Kants hinauszugehen. Von diesem dergestalt ziemlich ab-

soluten Standpunkt aus mussten sich dann sowohl die sogenannten Biokonservativen – gemeint waren hier wohl insgesamt Positionen, die sich in ihrer Argumentation auf die Natürlichkeit des Menschen berufen – als auch die Befürworter der technischen Verbesserung des Menschen – sprich der Transhumanismus – transzendente Backenstreiche gefallen lassen. Diese sollten ihren Fortschrittsglauben, jene den »unkritischen« Naturbegriff um die ungezogenen Ohren geschlagen bekommen. Ob durch diesen zwiebackigen Angriff auch Naturwissenschaften und weitere Disziplinen betroffen waren, lässt sich heute nicht mehr mit Sicherheit sagen, fest steht allerdings, dass sich nicht jeder Teilnehmer der Tagung ganz ohne Widerstand der vorgeschlagenen transzendentalen Besserungsanstalt fügen sollte.

Auch *Elvan Kut* (Zürich), wollte dies nicht, sondern bereicherte den ersten Tag der Zusammenkunft unter dem Titel »Der unmoralische Wirkstoff. Eine Betrachtung pharmakologischer Modelle der Leistungssteigerung« lieber mit klassischen Problemen der Pharmakologie und aktuellen Lösungsansätzen aus der Systembiologie: Hierbei zeigte Kut auf, dass verschiedene Ansätze aus letztgenannter Disziplin anhand komplexer Modelle den Organismus in seinen durch hohe Komplexität und Interdependenz ausgezeichneten regulatorischen Prozessen zu verstehen suchen. Hiermit werden Möglichkeiten aufgezeigt, dem einfachen Wirkungsmodell, durch das einer bestimmten molekularen Struktur eine bestimmte Wirkung zugeschrieben wird, mit einem zu ersetzen, dass dem dynamischen System des menschlichen Metabolismus in höherem Maße gerecht werden kann. Das heißt, dass nicht mehr einfach davon ausgegangen wird, die chemische Struktur eines Präparates gäbe vor, wie genau selbiges an den Zielstrukturen des jeweiligen Organismus wirke. Für die Dopingproblematik sind durch solcherlei Erkenntnis ergänzte pharmakologische Wirkmodelle von entscheidender Bedeutung, wird doch auch in der Antidopingpraxis die Ächtung eines bestimmtes Präparat (zum Beispiel durch

die WADA) aufgrund des pharmakologischen Modelles vorgenommen, nach dem die molekulare Struktur eines Stoffes und dessen Darreichungsform die Wirkung im Zielorganismus hervorrufen, ohne dass hierbei im besonderer Weise auf die Gesamtheit der regulatorischen Prozesse im Körper Rücksicht genommen wird. Die sich unter anderem durch die Systembiologie weiterentwickelnden pharmakologischen Modelle gewinnen jedoch allmählich auch in der neuen Dopingforschung Bedeutung.

Christoph Binkermann (Berlin) hingegen kritisierte den »evolutionswissenschaftlichen Umgang mit ethischen Problemen« unter der leitenden Frage »Welche Vergenz verträgt die Moral?« Ausgangspunkt seiner Kritik war beispielhaft das Buch *Christian Illies, Philosophische Anthropologie im biologischen Zeitalter*, in welchem letzterer versucht, die Konvergenz von Natur und Moral zu begründen. Illies geht hierbei davon aus, dass grundsätzlich die Möglichkeit bestehe, eine evolutionswissenschaftliche Modellierung des Menschen in Übereinstimmung mit dessen Moralsystemen zu sehen. Natur und Moral sollen vermittels sogenannter »konvergenz-günstiger Faktoren« wie Anpassung, Altruismus und Selbsterhaltung innerhalb einer Theorie in Übereinstimmung gedacht werden. Hierbei stützt sich Illies anscheinend auch auf einen Ausspruch Kants, nachdem es geraten sei anzunehmen, die Natur des Menschen gehe auf das selbe Ziel hinaus wie auch dessen Moral.

Binkermann zeigte, wie schnell eine Lesart Kants, mittels derer versucht wird, die von evolutionstheoretischen Modellen ausgehende Herleitung einer Konvergenz von Natur und Moral zu belegen, an ihre Grenzen gerät. Er wies unter einem Donnerwetter geschliffener Beredsamkeit darauf hin, dass sich in der Philosophie Kants zwei sehr unterschiedliche Begriffe von Natur finden lassen, von denen der eine in Übereinstimmung, der andere in gänzlichem Gegensatz zur Freiheit und Moral des Menschen gedacht wird. Indem er mit Rückgriff auf Sartre Stirner und Hegel die Bedeutung der Begriffe Widerstand, Egoismus und Selbstbe-

wusstsein als Gegenbegriffe zu den von Illies benannten »konvergenz-günstiger Faktoren« für den Moralbegriff erläuterte, erwies er nicht nur Illies Kantinterpretation als irreführend, sondern zeigte vor allem die Einseitigkeit vieler evolutionstheoretischer Modelle des Menschen auf.

Christiana Senigaglia (München/Triest) hielt einen Vortrag über »Bioethik im Leistungssport und ihr Verhältnis zur Ökologie«. Sie thematisierte wichtige Fragen der Bio- und Umweltethik in der Annahme, dass der Entstehungsprozess der agonalen Veranstaltungen und die Art und Weise ihrer Institutionalisierung den Bezug auf biologische Modelle bedingen. Sie zählte drei Komponenten auf, durch die der Wettkampf in der Antike besonders gekennzeichnet sei: erstens durch die Bewältigung äußerlicher bzw. natürlicher Schwierigkeiten, zweitens durch die Übertragung des Kampfgeistes auf eine ludische und daher geregelte Ebene und drittens durch die Einbeziehung der Öffentlichkeit. Damit rücken biologische Modelle in den Vordergrund, die nicht nur das reine Überleben, sondern einen Machtbeweis herausfordern. Die Akzentuierung der Leistungsgesellschaft und der Prozess der Bewältigung der Natur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Suche nach einer geregelten Ausdrucksform des Wettkampfes und die Einbeziehung eines breiten Publikums befördern eine strenge Reglementierung der sportlichen Disziplinen und des Verhaltens der Wettkämpfer. Die an den Athleten gestellte Erwartung, hohe Leistungen zu erbringen und sich gleichzeitig fair zu verhalten, und die zunehmende physische und psychische Belastung, die er auszuhalten hat, weisen insbesondere in den letzten Jahrzehnten auf eine Thematisierung der »nachhaltigen« Lebensentwicklung hin, die mit dem Problembereich der ökologischen Ethik viele Analogien aufweist und daher thematisch darauf bezogen werden kann.

Benedetta Bisol (Berlin) erörterte in ihrem Beitrag »Bionische Körper: die Interaktion zwi-

schen Körper und Technik am Beispiel der Prothetik« die Verwendung von Prothesen im Hinblick auf das Natürlichkeitsargument. Ausgehend von dem Fall des unterschenkelamputierten Leichtathleten Oscar Pistorius, der mithilfe speziell angefertigter Beinprothesen Spitzenresultate erzielte, zeigte sie die komplexe Relation zwischen Künstlichkeit und Natürlichkeit, Prothese und Körper, auf. Pistorius wurde von den Medien des Techno-Dopings bezichtigt: Seine sportliche Leistungsfähigkeit sei eher auf die Prothesen als auf seine natürliche Leistungsfähigkeit zurückzuführen. Techno-Doping, d. h. biotechnologische Optimierungs- und Potenzierungsversuche, stelle wie auch die pharmazeutische Leistungssteigerung eine Gefährdung für den Sport dar, da Natürlichkeit, so ein in der Sportwelt weit verbreiteter Ansatz, in der Sonderwelt des Sports ein zu verteidigender Wert sei. Bisol wies darauf hin, dass sich insbesondere bei Implantationen der neuesten Generation zeigt, dass eine dichotomische Auffassung des Verhältnisses von natürlichem Körper und künstlicher technologischer Implementierung zum epistemologischen Verständnis der Interaktion zwischen Mensch und Maschine nicht beiträgt. Das Ideal der Natürlichkeit der sportlichen Performance müsse kritisch betrachtet werden. Bisol kontrastierte die beiden den zeitgenössischen Sport prägenden Ideale: das der Natürlichkeit und das der Leistungsoptimierung und –potenzierung in der Absicht, sodann die ethischen Implikationen prothetischer Optimierungsversuche im Leistungssport in den Fokus zu nehmen.

Dorit Simon (Berlin) referierte über »Das Gesundheits-Kontinuum der Salutogenese. Ein gesundheits-psychologisches Modell und seine ethischen Implikationen«. Nachdem sie die Grundprinzipien und die aktuelle Anwendung des Salutogenesemodells dargestellt hatte, machte sie auf die immanenten Widersprüche dieses Modells aufmerksam. Während Gesundheit herkömmlich als ein evidenter Wert an sich erscheint – so ist das Recht auf Gesundheit umfassend gesetzlich verankert –, stellt Antonovs-

ky einen differenzierteren Gesundheitsbegriff in seinem Salutogenese-Modell vor. Darin ist Gesundheit nicht mehr als absolutes Positivum gegenüber Krankheit oder Tod zu verstehen, sondern als ein Mehr oder Weniger Gesundsein im Lebendigsein. Das Modell erfreut sich höchster Beliebtheit mit der Begründung, dass nun Gesundheit ausgehend vom komplexen Verhalten einer Person und ihrer Umwelt verstanden wird, statt vom medizinischen Standpunkt der Symptombetrachtung. Simon hielt es aber für fragwürdig, ob dieses psychologische Konzept tatsächlich eine Absage an einen biologischen Reduktionismus darstellt. Gesundheit aufgefasst als Kontinuum und somit als quantitative Kategorie bringe viele neue Probleme mit sich. Denn nun sind Normen notwendig, um beispielsweise Gesundheitsschädigung ausdrücken und ggf. sanktionieren zu können. Auch wird die Forderung nach gesundem Lebensstil nun nicht mehr von der Person selbst, sondern außerhalb ihrer laut. Indem sie nur wenige Angebote wahrnimmt, zeigt sie sich zunehmend »verantwortungslos«, weshalb es die Gesundheitspsychologie nun als ihre Aufgabe auffasst, mittels eines ganzheitlichen Verständnisses von Gesundheit das Verhalten von Personen zu erforschen und so zu beeinflussen, dass diese gesund bleiben bzw. gesünder werden.

Die methodologische Funktion von Reduktionismen anhand des Zusammenhangs von physikalistischer und biologistischer Reduktion untersuchte *Patrick Grüneberg* (Berlin). Er warf die Fragen auf, in welchem Verhältnis der nicht-reduzierte Mensch zu der reduzierten Beschreibungsebene steht und wie von dieser der Bezug zum »ganzen« Menschen wieder hergestellt wird. Sein Vortrag lautete: »Funktion von Reduktionismen. Methodologische Fragen an eine der Konstituenten wissenschaftlicher Forschung«. Er erörterte, dass Wissenschaft einerseits ohne Reduktion nicht vorstellbar wäre, weil eine je spezifische Reduktion den Untersuchungsgegenstand einer Disziplin konstituiert, andererseits das Problem aber darin besteht, die Reduktion wieder zu rekontextualisieren.

Dabei passiert es schnell, dass die zugangsspezifischen Resultate vorschnell verallgemeinert werden. Die methodologische Herausforderung bestehe darin, wie gerade im Angesicht der molekularen Reduktion des Menschen dennoch ein Bezug zum sozial-kulturell kontextualisierten Menschen hergestellt werden kann, um auch die lebensweltliche Relevanz medizinischer Produkte und Verfahren reflektieren zu können. Mit Blick auf reduktionistische Verfahrensweisen in der Medizin sei darauf hinzuweisen, dass mit pharmazeutischen Präparaten den Konsumenten Mittel an die Hand gegeben werden, die teils mit gravierenden Eingriffen in den Organismus und damit in den Lebenskontext einhergehen. Während eine bestimmte Wirkung also pharmazeutisch möglich und in Bezug auf bestimmte Symptome auch erwünscht ist, heißt das noch nicht, dass ein solches Präparat auch zugleich für den gesellschaftlichen Anwendungskontext geeignet ist.

Alessandro Bertinetto (Udine) erörterte – ausgehend von der medialen Darstellung des Dopings – biologische, ethische und ästhetische Implikationen des Normalitätsbegriffs. Sein Beitrag »Doping und Dopingdiskurse. Biologische, ethische und ästhetische Aspekte des Normalitätsbegriffes in der medialen Darstellung des Dopings« begann mit der Feststellung, dass Doping im Sport hauptsächlich aus zwei Gründen moralisch geächtet ist: Erstens verschaffen sich gedopte Athleten auf unfaire Art und Weise gegenüber ihren nicht gedopten Konkurrenten einen Vorteil und zweitens ist Doping gesundheitsgefährdend. Durch die Einnahme leistungssteigernder Substanzen tritt der Athlet in einen Bereich ein, der sich in zweierlei Hinsicht außerhalb der Normalität befindet. Zum einen stimmen die physiologischen Werte des Athleten nicht mit den aus medizinischer Sicht »normalen« Werten überein und zum anderen liegen die Erfolgchancen des gedopten Athleten im Wettbewerb über dem »normalen« Maß. Bertinetto wies auf die Schwierigkeit hin zu bestimmen, worin Normalität im medizinischen Sinne besteht, und stellte schließlich fest, dass

Normalität im gesundheitlichen Sinne nur mit Bezug auf ihre Negation definiert werden kann. Er vertrat die These, dass die Freigabe des Dopings der einzige Wege ist, um Chancengleichheit, ein Kriterium der Normalität aus ethischer Sicht, zu gewährleisten. Ferner führte er aus, dass die Verbreitung des Dopings mit der Veränderung des Sports zum Spektakel verbunden ist, was von der medialen Darstellung gefördert wird. Zeitgenössische Medien und Kommunikationstechniken konstruieren somit einen Dopingdiskurs, in dem die dialektische Korrelationalität von Doping und Normalität ins Mediale übersetzt wird.

Im Rahmen seines Vortrages »Doping und pharmakologische Wirkungszuschreibung« klärte *Martin Boyer* (Zürich) darüber auf, welche Wirkfaktoren bei der Medikamentenwirkungszuschreibung berücksichtigt werden. Klinische Studien prüfen als letzte Stufe des Entwicklungsprozesses sowohl die Sicherheit als auch die Wirksamkeit eines Wirkstoffs, wobei angenommen wird, dass die Reduzierbarkeit der Medikamentenentwicklung auf einer gezielt steuerbaren Wechselwirkung zwischen der Substanz und einer physiologischen Zielstruktur beruht und unabhängig ist vom Kontext, in dem die Einnahme erfolgt. Boyer gab zu bedenken, dass durch die ethisch notwendige Deklaration des Studienziels in den beteiligten Versuchspersonen unvermeidlich Erwartungshaltungen induziert würden, welche die Medikamentenwirkung beeinflussen können. Auch gebe die Fülle an Literatur zur Placeboforschung Veranlassung zu der Frage, inwiefern ein Wirkstoff, der in ein hochkomplexes System wie den menschlichen Körper eingebracht wird, ausschließlich für die messbaren Veränderungen verantwortlich gemacht werden kann. Die Einnahme eines Wirkstoffes sei an historisch gewachsene und verinnerlichte Glaubenssysteme gekoppelt. Die physiologischen Manifestatio-

nen der Glaubens- und Erwartungshaltungen, wie beispielsweise die Ausschüttung von Neurotransmittern, die mit der Einnahme eines Wirkstoffes einhergehen, sind auch im Hochleistungssport nicht zu vernachlässigen. Gerade hier treiben unzählige Anspruchsträger die Verhaltens- und Leistungserwartungen des Sportlers an. Seine körperliche und geistige Verfassung bildet mit dem Wirkstoff eine komplexe Konstellation, in der die Wirkungen der einzelnen Faktoren kaum voneinander zu trennen sind. Boyer kam zu dem Schluss, dass eine Medikamentenzuschreibung oft nicht eindeutig möglich ist, die Rahmenbedingungen die Wirkung markant beeinflussen und der gegebene gesetzliche Rahmen, der auf einer reduktionistischen Sichtweise baut, der komplexen Realität nicht immer gerecht wird.

Nach zweitägigem vollem Programm von zwölf Beiträgen endete der Vortragsteil der Tagung am Abend des 7. Juni. Neben den sowohl dem Gehalte als auch der Form nach äußerst vielgestaltigen Vorträgen bleibt zuförderst die sehr angenehme Atmosphäre der gesamten Veranstaltung anzumerken, die vor allem zu einer vielseitigen und dennoch zielstrebigem Diskussion der einzelnen Beiträge und des gesamten Themenkonvolutes führte. Wenngleich für diese angenehmen Art und Weise, eine wissenschaftliche Tagung auszurichten, sicherlich zuerst dem Leiter, Herrn Prof. Dr. Asmuth, zu danken ist, nahm auch der malerische Ort darauf nicht minder Einfluss. So nimmt es nicht wunder, dass der Tagungsbetrieb sich nur schwerlich von seiner trockenen Seite zeigen kann, wenn nicht nur Kost und Herberge erquicklich sind, sondern es sich in den Pausen durch einen romantischen Garten englischer Art spazieren lässt, mit Blick auf den Comer See; wenn überdies gar Kunstwerke des größten dänischen Bildhauers, Bertel Thorvaldsen, sich nebenbei im Original bestaunen lassen. Alles in allem also: eine überaus gelungene Veranstaltung.

